



LINDA
HOWARD

HEISSE
SPUR

Inhalt

Cover

Weitere Titel der Autorin

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24
25
26
27
28
29
30

Weitere Titel der Autorin

Die Doppelgängerin
Mordgeflüster

Über dieses Buch

Milla Edge spürt vermisste Kinder auf. Ihr Job beginnt, wenn die Polizei längst aufgegeben hat. Millas Vergangenheit hat sie hart gemacht, aber dann trifft sie auf James Diaz – einen ebenso undurchsichtigen wie attraktiven Mann, der sie sofort in seinen Bann zieht. Als sie bei der Verfolgung einer heißen Spur in Mexiko auf einen Kinderhändler-Ring stößt, ist sie auf James angewiesen. Er muss ihr helfen, den Kopf des Verbrechersyndikats aufzuspüren. Doch schnell muss Milla erkennen, dass sie selbst zur Gejagten geworden ist – und sie schwebt in tödlicher Gefahr ...

Über die Autorin

Linda Howard gehört zu den erfolgreichsten Liebesromanautorinnen weltweit. Sie hat über 25 Romane geschrieben, die sich inzwischen millionenfach verkauft haben. Ihre Bücher wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt und mit vielen Preisen ausgezeichnet. Sie wohnt mit ihrem Mann und fünf Kindern in Alabama.

Linda Howard

Heiße Spur

Aus dem Amerikanischen von Christoph Göhler



beHEARTBEAT

Digitale Erstausgabe

»be« – Das eBook-Imprint der Bastei Lübbe AG

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2003 by Linda Howington

Titel der amerikanischen Originalausgabe: „Cry no more“

Originalverlag: Ballentine Books, New York

This translation published by arrangement with Ballantine Books, an Imprint of
Random House, a division of Penguin Random House LLC

Für die deutschsprachige Erstausgabe:

Copyright © der deutschen Übersetzung 2004 by Verlagsgruppe Random
House GmbH

Verlag: Wilhelm Goldmann Verlag, München

Für diese Ausgabe:

Copyright © 2019 by Bastei Lübbe AG, Köln

Lektorat/Projektmanagement: Johanna Voetlause

Covergestaltung: Guter Punkt, München | www.guter-punkt.de unter

Verwendung von Motiven © shutterstock: Gabriel Georgescu; © gettyimages:
Phototreat

eBook-Erstellung: 3w+p GmbH, Rimpar

ISBN 978-3-7325-6972-4

www.be-ebooks.de

www.lesejury.de

Widmung

Meinen Freundinnen Beverly Barton, die so gern Porzellan zerschmeißt, und Linda Jones, die beide in Tränen ausbrachen, als ich ihnen erzählte, wovon diese Geschichte handelt.

Meiner Lektorin Kate Collins und ihren Kolleginnen im Verlag, die für dieses Buch wirklich Fantastisches geleistet haben. Ihr seid super.

Robin Rue, meinem Agenten, der es so lange mit mir ausgehalten hat. *Ist dir klar, dass wir seit fast zwanzig Jahren zusammen sind?* Viele Ehen halten weniger lang. Und für William Gage Wiemann, der nie dann auftaucht, wenn man mit ihm rechnet.

1

Mexiko 1993

Milla war über dem Stillen eingeschlafen. David Boone stand neben seiner Frau und seinem Kind, betrachtete die beiden liebevoll und spürte dabei ein leicht dämmliches Lächeln auf seinem Gesicht und ein stolzes Dehnen in seiner Brust. Seine Frau. Sein Kind.

O Gott, seine Welt.

Die alte Faszination, die Besessenheit von der Medizin war geblieben, nur wurde sie inzwischen von etwas abgemildert, das nicht weniger faszinierend war. Nie im Leben hätte er geglaubt, dass die Prozesse während der Schwangerschaft und Geburt, die rapide Entwicklung eines Säuglings ihn derart in ihren Bann ziehen könnten. Er war Chirurg geworden, weil er auf diesem Gebiet die größten Herausforderungen gesehen hatte; die Geburtshilfe war ihm dagegen immer so vorgekommen, als würde man dem Gras beim Wachsen zuschauen. Natürlich, manchmal lief die Sache schief, dann musste der Gynäkologe auf Draht sein, doch meistens wuchsen die Kinder von ganz allein im Bauch heran, bis sie irgendwann auf die Welt kamen, und fertig.

So hatte er zumindest gedacht, bis er selbst Vater geworden war. Im klinischen Sinn hatte er über jedes Detail der fötalen Entwicklung Bescheid gewusst, doch auf die überschwänglichen Gefühle, mit denen er beobachtet hatte, wie Milla zunehmend fülliger wurde und die kleinen Tritte und flatternden Bewegungen des Babys stärker und fordernder wurden, war er nicht gefasst gewesen. Und wenn schon er von Gefühlsstürmen gebeutelt worden war,

wie hatte sich dann wohl Milla gefühlt? Sehr häufig, selbst während des aufreibenden, belastenden letzten Schwangerschaftsmonats, hatte er sie dabei ertappt, wie sie mit verzückter, gedankenverlorener Miene beinahe unbewusst ihren Bauch streichelte, und daraus geschlossen, dass sie sich in eine Welt zurückgezogen hatte, in der nur sie und das Baby existierten.

Und dann war Justin auf die Welt gekommen, gesund und munter, und David war wie betrunken vor Erleichterung und Euphorie gewesen. Seither waren sechs Wochen vergangen, in denen anscheinend jeder Tag, an dem der Säugling größer wurde, eine Veränderung gebracht hatte; der schwarze Flaum auf seinem Kopf war blond geworden, und die Augen wirkten viel blauer und wacher als zu Anfang. Inzwischen nahm Justin immer mehr wahr, er erkannte Stimmen und schwenkte die Arme und Beinchen in einem ruckhaften, unkoordinierten Rhythmus, unter dem seine kleinen Muskeln kräftiger wurden. Er badete für sein Leben gern. Er verfügte über ein zorniges Weinen, ein hungriges Weinen, ein greinendes Weinen und ein schlecht gelauntes Weinen. Milla hatte schon nach wenigen Tagen den Unterschied heraushören können.

Die Veränderungen in seiner Frau waren kaum weniger faszinierend. Milla hatte eine leicht weltfremde Aura gehabt, so als wäre sie lieber Beobachterin als Teilnehmerin. Ihre distanzierte Art hatte ihn schon bei ihrer ersten Begegnung herausgefordert, doch er hatte sie so lange eisern umworben, bis sie ihn schließlich als Menschen und nicht nur als Teil der Kulisse wahrnehmen musste. Noch heute konnte er genau sagen, wann er gewonnen hatte: Sie waren beide auf einer Silvesterparty gewesen, als Milla ihn inmitten des Gelächters, Geplauders und der Albereien angesehen und mit leicht verdatterter Miene geblinzelt hatte, so als wäre er ganz unerwartet in ihrem Blickfeld aufgetaucht. Mehr war nicht passiert; kein heißer Kuss, keine schwülstigen Beteuerungen in

nächtlicher Dunkelheit, nur eine unerwartete Klarheit in ihrem Blick, als sie ihn endlich, wirklich *wahrgenommen* hatte. Dann hatte sie lächelnd seine Hand ergriffen, und mit dieser schlichten Berührung hatten sie sich aneinander gebunden.

Unglaublich.

Na gut, es war fast genauso unglaublich, dass er lang genug aus seinem Studien- und Arbeitszimmer aufgetaucht war, um sie auf einer dieser sterbenslangweiligen Partys, die sein Professor zu geben liebte, zu entdecken, aber danach war ihm ihr Gesicht nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Sie war keine Schönheit; möglicherweise war sie nicht einmal besonders hübsch. Aber aus ihrem Wesen, aus den klaren, kraftvollen Linien ihres Gesichtes und ihrem Gang – diesem fast schwebenden Schritt, der auf ihn so wirkte, als würden ihre Füße kaum den Boden berühren – strahlte etwas, das ihm so beharrlich zusetzte wie ein unbeirrbarer Mosquito.

Wie faszinierend es gewesen war, sie kennen zu lernen. Es beglückte ihn zu erfahren, dass ihre Lieblingsfarbe Grün war, dass sie keine Peperonis auf ihrer Pizza mochte, dass sie gern Actionfilme sah und Gott sei Dank Frauenfilme zum Gähnen fand, was ihn überraschte, da sie ansonsten durch und durch weiblich war. Woraufhin sie erwidert hatte, dass sie sich mit Frauengeschichten zur Genüge auskenne und sie keinesfalls auch noch im Kino anschauen wolle. Wo sie einem noch dazu meist unerträglich trivial serviert wurden. Ihre stille, heitere Art betörte ihn; falls sie jemals cholerische Ausbrüche hatte, dann hatte er bisher nichts davon mitbekommen. Sie war der ausgeglichenste Mensch, der ihm je begegnet war, und auch nachdem er zwei Jahre mit ihr verheiratet war, konnte er sein Glück kaum fassen.

Sie räkelte sich gähnend, wobei ihre Brustwarze aus dem schlaffen Mund des Babys flutschte, das daraufhin ein paar Mal grunzend nuckelte und dann weiterschlieft.

Fasziniert strich David mit einem Finger über die volle Rundung ihrer nackten Brust. Er musste es zugeben: Die Veränderungen an ihrem Busen gefielen ihm ausgesprochen gut. Vor ihrer Schwangerschaft war Milla mager gewesen wie eine Langstreckenläuferin. Seither war sie runder, weicher, und die sexuelle Zwangspause nach der Geburt trieb ihn allmählich in den Wahnsinn. Er konnte es kaum erwarten, bis sie morgen zu Susanna Kasper, der Gynäkologin in ihrem Team, ging, um die sechs Wochen nach der Geburt fällige Kontrolluntersuchung vornehmen zu lassen. Genau genommen waren inzwischen beinahe sieben Wochen vergangen, weil Susannas Terminplan durch mehrere Notfälle über den Haufen geworfen worden war, und er hielt den Druck fast nicht mehr aus. Durch Onanieren ließ sich die Spannung zwar lindern, aber das war längst nicht so erfüllend wie der Sex mit seiner Frau.

Sie schlug die Augen auf und lächelte ihn verträumt an. »Hey, Doogie«, murmelte sie. »Denkst du an morgen Abend?«

Er lachte sowohl über den Spitznamen, den sie ihm in Anlehnung an den jugendlichen Fernseharzt Doogie Howser verpasst hatte, als auch über ihre Gabe, seine Gedanken zu lesen – wobei seine Gedanken allerdings nicht schwer zu lesen waren. Seit zwei Monaten dachte er praktisch ausschließlich an Sex. »Ich denke an nichts anderes.«

»Vielleicht schläft Doogie Junior morgen mal durch.« Sie strich mit zärtlicher Hand über den flaumigen Kopf des Babys, und der Kleine reagierte mit ein paar Nuckelbewegungen. Beide Erwachsenen seufzten wie aus einem Mund: »Schön wär's«, und David lachte noch mal. Justin war geradezu unersättlich; spätestens alle zwei Stunden wollte er die Brust haben. Milla hatte sich schon gesorgt, ihre Milch könnte vielleicht zu dünn oder zu knapp sein, doch Justin entwickelte sich prächtig, und Susanna

hatte ihr versichert, sie brauche sich keine Sorgen zu machen, das Baby sei schlicht und einfach ein Vielfraß.

Milla gähnte wieder, und David strich ihr fürsorglich über die Wange. »Auch wenn dir Susanna morgen grünes Licht gibt, heißt das nicht, dass wir miteinander schlafen *müssen*. Wenn du zu erschöpft bist, können wir ebenso gut noch warten.« Susanna hatte ihm in drastischen Farben ausgemalt, wie kräftezehrend das Leben für eine junge Mutter war, vor allem wenn sie ihr Kind stillte.

Milla klappte mitten im Gähnen den Mund zu und sah ihn zornig an. »O doch, das müssen wir«, beteuerte sie entschieden. »Wenn du glaubst, dass ich auch nur eine Minute länger warte – Justin kann von Glück reden, wenn ich ihn nicht bei Susanna lasse und direkt zu dir in die Klinik flitze.«

»Wo du mich mit vorgehaltenem Skalpell zum Strippen zwingst?«, fragte er grinsend.

»Keine schlechte Idee.« Sie nahm seine Hand, legte sie auf ihre Brust zurück und rieb mit der Brustwarze über seine Finger. »Es ist schon über sechs Wochen her. Wir brauchen nicht auf Susannas offizielles Okay zu warten.«

Was für eine verlockende Idee. Tatsächlich war sie ihm auch schon gekommen, aber er hatte bei Milla nicht den Eindruck erwecken wollen, es ginge ihm ausschließlich um Sex. Erleichtert, dass sie die Idee selbst aufgebracht hatte, spürte er, wie die Versuchung an ihm zu zupfen begann. Er warf einen schnellen Blick auf die Uhr und stöhnte gequält auf. »Ich muss in zehn Minuten im Krankenhaus sein.« Schon jetzt würden die Patienten vor der Krankenhaustür Schlange stehen, bereit, stundenlang zu warten, nur um einen Arzt sprechen zu dürfen. Ihm blieb gerade noch Zeit, zur Klinik zu rasen, sich umzuziehen und seine Hände zu bürsten. Nicht dass er länger als zehn Sekunden zum Höhepunkt gebraucht hätte, so geladen wie er war, aber Milla hatte ganz eindeutig mehr Zeit verdient.

»Dann bleibt es eben bei heute Abend.« Milla drehte sich zur Seite und lächelte zu ihm auf. »Ich lasse Justin so wenig wie möglich schlafen, damit er heute Abend müde ist.«

»Guter Plan.« Er stand auf und griff nach seinen Schlüsseln. »Was hast du heute vor?«

»Nicht viel. Ich will am Morgen auf den Markt, bevor es zu heiß wird.«

»Bring Orangen mit.« In letzter Zeit lechzte er ständig nach Orangen, so als verzehrte sich sein Körper nach Vitamin C. Andererseits stand er oft und lang im OP, vielleicht brauchte er also tatsächlich welches. Er beugte sich vor, gab Milla einen Kuss und strich dann mit seinen Lippen über Justins seidigweiche Wangen. »Pass gut auf Mommy auf«, befahl er seinem schlafenden Sohn, dann eilte er aus der Tür.

Milla blieb noch ein paar Minuten im Bett liegen und kostete die Ruhe und den Frieden aus. Endlich einmal wollte ein paar Minuten lang niemand etwas von ihr. Sie hatte geglaubt, auf das Baby vorbereitet zu sein, aber sie hätte sich nicht träumen lassen, dass es sie rund um die Uhr auf Trab halten würde. Wenn Justin gerade nicht gefüttert oder gewickelt werden musste, hetzte sie sich ab, um alle anderen anfallenden Arbeiten zu erledigen, wobei sie ständig so müde war, als würde sie bei jedem Schritt durch knietiefes Wasser waten. Sie fühlte sich, als hätte sie seit Monaten keine Nacht mehr durchgeschlafen. Nein, sie hatte *tatsächlich* seit Monaten keine Nacht mehr durchgeschlafen; seit vier etwa, als das Baby so groß geworden war, dass es auf ihre Blase gedrückt hatte, und sie mehr oder weniger jede halbe Stunde aufs Klo gerannt war. Justin hatte tief gelegen, was Susanna zufolge das Atmen erleichterte, aber mit ständigem Harndrang bezahlt werden musste. Mutter zu sein war eindeutig kein Traumjob; es war wunderschön, aber garantiert kein Traumjob.

Sie wusste, dass sie vor Glück strahlte, als sie ihren schlafenden Sohn betrachtete. Er war ein Prachtjunge; das sagten alle, und alle bewunderten seine blonden Haare, die blauen Augen und den süßen Mund. Justin sah aus wie das archetypische Reklamebaby, jenes idealisierte, großäugige Kleinkind, dessen Abbild Millionen von Babypflegeartikeln zierte. Milla war von allem an ihm bezaubert, angefangen von den winzigen Fingernägeln bis zu den Grübchen, die immer tiefer wurden, je mehr Gewicht er zulegte. Den ganzen Tag hätte sie so dasitzen und ihn anschauen können ... wenn sie nicht so viel zu tun gehabt hätte.

Augenblicklich schaltete ihr Gehirn in den Arbeitsmodus um, und sie listete in Gedanken auf, was heute alles zu erledigen war – waschen, putzen, kochen und, sobald sie eine freie Minute hatte, den Papierkram des Krankenhauses abarbeiten. Und irgendwann im Laufe des Tages würde sie Zeit für so frivole Dinge finden müssen wie ihre Haare zu waschen und ihre Beine zu rasieren, denn schließlich hatte sie heute Abend ein heißes Date mit ihrem Ehemann. Sie würde es nie leid werden, Mutter zu sein, aber sie war definitiv bereit, eine zweite Rolle zu übernehmen, wie zum Beispiel die einer sexuell begehrenswerten Frau. Der Sex fehlte ihr; David agierte im Bett mit der gleichen absoluten Konzentration, die er für alles aufbrachte, was ihn interessierte. Und es war ausgesprochen angenehm, das Objekt dieser Konzentration zu sein. Nein, es war entschieden mehr als angenehm. Es war absolut fantastisch.

Zu allererst würde sie jedoch auf den Markt gehen, bevor es zu heiß dafür war.

Nur noch zwei Monate, dachte sie. Mexiko würde ihr fehlen: die Menschen, die Sonne, der gemächliche Lebensrhythmus. Das Arbeitsjahr, das David und seine Kollegen der Armenklinik gestiftet hatten, war so gut wie vorbei; bald ging es zurück in die Tretmühle des amerikanischen Medizinbetriebs. Natürlich freute sie sich

auf zu Hause, auf ihre Familie, ihre Freunde und solche Annehmlichkeiten wie einen klimatisierten Supermarkt. Oft malte sie sich aus, wie sie mit Justin im Park spazieren gehen oder mit ihm bei ihrer Mutter vorbeischaun würde. Sie hatte ihre Mutter während der langen Schwangerschaftsmonate vermisst. Die sporadischen Telefonate sowie eine Stippvisite daheim hatten ihre Sehnsucht nicht wirklich stillen können.

Beinahe hätte sie damals beschlossen, David nicht nach Mexiko zu begleiten; denn dass sie schwanger war, hatte sie erst kurz vor ihrem Abreisetermin gemerkt. Aber sie hatte auf gar keinen Fall so lange von ihm getrennt sein wollen, und schon gar nicht, während sie ihr erstes Kind austrug. Darum hatte sie nach der Begegnung mit Susanna, der Gynäkologin in Davids Team, beschlossen, bei ihrem ursprünglichen Plan zu bleiben. Ihre Mutter war entsetzt gewesen – ihr Enkelkind würde im Ausland geboren werden! –, aber die Schwangerschaft war genau nach Plan und ohne medizinische Probleme verlaufen. Justin war pünktlich zur Welt gekommen, nur zwei Tage nach dem errechneten Termin, und seither hatte Milla das Gefühl, in einem ständigen Nebel zu leben, der sich halb aus Liebe und halb aus Übermüdung zusammensetzte.

Das stand in so krassem Gegensatz zu ihrer Vorstellung vom Mutterdasein, dass sie unwillkürlich lächeln musste. Bewehrt mit einem grandiosen Magister der Geisteswissenschaften, war sie ausgezogen, die Welt zu verändern, und zwar Mensch um Mensch. Sie wollte jene Art von Lehrerin sein, an die sich die Menschen noch erinnerten, wenn sie selbst Großeltern waren, jene Art von Lehrerin, die das Leben ihrer Schüler wahrhaft beeinflusste. Sie fühlte sich wohl in der akademischen Welt, nicht einmal die Untiefen der Institutspolitik ließen sie zurückschrecken; sie hatte vorgehabt, ihre Ausbildung mit einem Dokortitel abzuschließen und dann selbst an der Universität zu lehren. Eine Heirat – durchaus, aber nicht

gleich. Vielleicht mit dreißig oder fünfunddreißig. Kinder – vielleicht.

Und dann war sie David begegnet, dem medizinischen Überflieger. Er war der Sohn ihres Geschichtsprofessors, weshalb sie, kaum hatte der Professor sie als Assistentin angestellt, alles über ihn erfahren hatte. Davids IQ lag eindeutig im Geniebereich; mit vierzehn hatte er die High School abgeschlossen, mit siebzehn das College, anschließend hatte er im Zeitraffer das Medizinstudium absolviert und praktizierte, als sie ihn im Alter von fünfundzwanzig Jahren kennen lernte, bereits als Chirurg. Sie hatte erwartet, entweder auf einen arroganten Besserwisser zu treffen – auch wenn ihm die Rechthaberei durchaus zustehen mochte – oder auf einen totalen Eierkopf.

Er war nichts von alledem. Stattdessen war er ein gut aussehender junger Mann, dessen Gesicht nach zahllosen Überstunden im Operationssaal oft von Müdigkeit gezeichnet war und der eine unerschöpfliche Wissbegier ausstrahlte, die ihn nächtelang über Fachbüchern brüten ließ und ihm im wahrsten Sinn des Wortes den Schlaf raubte. Sein Lächeln war niedlich und sexy, aus seinen Augen strahlte Humor, und seine blonden Haare waren gewöhnlich struppig und zerzaust. Er war groß, was ihr sehr entgegenkam, da sie selbst einen Meter siebenzig war und gern High Heels trug. Eigentlich gefiel ihr alles an ihm, und darum zögerte sie keine Sekunde, als er sie fragte, ob sie mit ihm ausgehen wollte.

Trotzdem hatte es sie überrascht, als sie ihn bei der Silvesterfeier dabei ertappt hatte, wie er sie mit dunklem, machtvollem Verlangen gemustert hatte. Die Erkenntnis hatte sie ins Straucheln gebracht wie ein Schlag in die Magengrube, so als hätte Joshua in seine Posaune geblasen und all ihre Mauern zum Einsturz gebracht. David liebte sie, und sie liebte David. So einfach war das.

Mit einundzwanzig Jahren war sie seine Frau geworden, gleich nachdem sie ihren Abschluss gemacht hatte, und nun war sie mit dreiundzwanzig bereits Mutter. Sie hatte ihren Entschluss noch keine Sekunde bereut. Sie wollte nach wie vor unterrichten, nachdem sie erst in die Vereinigten Staaten zurückgekehrt waren, und sie wollte auch ihre Ausbildung fortführen. Aber sie hätte nichts von dem rückgängig machen wollen, was zu dem unglaublichen Wunder, einen Sohn zu haben, geführt hatte. Sobald sie gemerkt hatte, dass sie schwanger war, war sie ganz und gar in ihrer neuen Rolle aufgegangen und hatte sich in das Baby in ihrem Bauch verliebt, bis sie glaubte, innerlich von einem mächtigen, heißen Glühen erwärmt zu werden. Das Gefühl hatte sich nach der Geburt noch verstärkt, so sehr, dass sie einen geradezu magnetischen Sog zu spüren meinte, wenn Justin nur im Nebenzimmer schlief. Diese Verbundenheit gab ihr ständig neue Kraft, ganz gleich, wie müde sie war.

Sie kletterte aus dem Bett und errichtete sorgsam eine Kissenmauer rund um ihr Baby, obwohl Justin sich nicht einmal auf den Bauch drehen konnte. Er rührte sich kein einziges Mal, während sie sich schnell wusch, die Bürste durch ihre kurzen Locken zog und dann eines der lockeren Sommerkleider überstreifte, die sie extra für die Zeit nach der Geburt gekauft hatte. Sie war noch sechs Kilo schwerer als vor der Schwangerschaft, aber das zusätzliche Gewicht kümmerte sie nicht ... besonders. Irgendwie gefielen ihr die mütterlichen Rundungen, und David war ganz begeistert, dass ihre Brüste von Körbchengröße B auf D angeschwollen waren.

Bei dem Gedanken an den bevorstehenden Abend spürte sie einen vorfreudigen Schauer. Vor einer Woche hatte David eine Packung Kondome aus der Klinik nach Hause gebracht, und schon das Wissen um diese Schachtel hatte sie beide heiß gemacht. Zu Beginn ihrer Beziehung hatten sie für kurze Zeit Kondome verwendet; dann hatte sie die

Pille genommen, bis sie beschlossen hatten, dass sie ein Kind wollten. Die Aussicht, erneut Kondome zu verwenden, gab ihr das Gefühl, wieder frisch verliebt zu sein, so wie damals, als sie kaum die Finger voneinander lassen konnten und alles total neu und aufregend und beängstigend gewesen war.

Justin begann sich zu bewegen und mit den Lippen zu schmatzen, als würde er nach ihrer Brust suchen. Er schlug die blauen Augen auf, die kleinen Fäustchen begannen zu wackeln, und dann gab er jenes kleine Grunzen von sich, das meist seinem »Ich bin nass, wickle mich«-Weinen vorausging. Aus ihrem Tagtraum gerissen, in dem sie mit seinem Vater Sex gehabt hatte, holte Milla eine saubere Windel, beugte sich über Justin und begann ihn unter gutem Zureden zu wickeln. Er schaffte es, seinen Blick auf ihr Gesicht gerichtet zu halten, und starrte sie an, als wäre sie das Einzige, was in seinem Universum existierte. Den Mund freudig aufgerissen, begann er aufgeregte mit Armen und Beinen zu pumpen.

»Mein süßes Purzelchen«, gurrte sie, während sie ihn hochhob. Sobald sie ihn in ihren Ellbogen geschmiegt hatte, begann er schmatzend nach ihrer Brust zu suchen. »Mein süßes Ferkelchen, meinte ich«, korrigierte sie, setzte sich hin und knöpfte ihr Kleid auf. Ihre Brüste begannen schon zu kribbeln, und sie seufzte genüsslich, als sich das Baby an den Nippel heftete und zu saugen begann. Während Justin trank, wiegte sie sich sanft vor und zurück und spielte mit seinen Fingerchen und Zehen. Ihre Augen schlossen sich verträumt, und sie begann, völlig dem Moment hingegeben, ein kleines Schlaflied zu summen. Auf die schmutzigen Windeln und die durchwachten Nächte hätte sie leichten Herzens verzichtet, aber in solchen Minuten liebte sie das Muttersein. Wenn sie ihr Kind so hielt, zählte nichts mehr auf der Welt.

Dann hatte er ausgetrunken, und sie legte ihn beiseite, während sie sich ein schnelles Frühstück genehmigte.

Nach dem anschließenden Zähneputzen schlang sie ein Tragetuch aus blauem Jeansstoff über ihren Kopf und legte das Baby hinein. Er ließ sein Köpfchen gegen ihren Busen sinken, wo er ihren Herzschlag hören konnte, und machte in der nächsten Sekunde die blauen Augen zu, um ein wenig zu dösen. Sie schnappte sich einen Hut und einen Einkaufskorb, steckte den Geldbeutel ein und machte sich auf den Weg zum Markt.

Der Markt war nicht einmal einen Kilometer entfernt. Die strahlende Morgensonne versprach sengende Hitze am Mittag, aber noch war die Luft kühl und trocken, und auf dem kleinen offenen Bauernmarkt drängten sich die Käuferinnen. Es gab Orangen und grellbunte Paprika, Bananen und Melonen und gelbe, an langen Schnüren aufgereihte Zwiebeln. Milla erledigte in aller Ruhe ihre Besorgungen, plauderte dabei ein wenig mit den Nachbarinnen, die ihr Baby bewundern wollten, und ließ sich reichlich Zeit, die schönsten Früchte auszuwählen.

Justin hatte sich wie alle kleinen Babys eingerollt und die Füße automatisch zu jener Position angezogen, die er bereits im Mutterleib innegehabt hatte. Sie hielt den Hut in der Hand, um ihn vor der Sonne abzuschirmen. Eine leichte, angenehme Brise spielte in ihren kurzen, hellbraunen Locken und strich durch den dünnen hellen Flaum auf Justins Kopf. Er regte sich kurz und begann mit dem rosigen Mund zu nuckeln. Milla setzte den Korb ab, klopfte ihm sacht auf den kleinen Rücken, und er nickte wieder ein.

Vor einem kunstvoll arrangierten Obststand hielt sie an und begann eine angeregte, wenn auch bruchstückhafte Unterhaltung mit der alten Frau hinter den Orangen- und Melonenstapeln. Sie verstand besser Spanisch, als sie es sprach, aber es gelang ihr durchaus, sich verständlich zu machen. Mit der freien Hand deutete sie auf die Orangen, die sie haben wollte.

Sie sah sie nicht kommen. Plötzlich wurde sie von zwei Männern in die Zange genommen, deren Körperwärme und -geruch sie trafen wie ein Schlag in die Magengrube. Instinktiv wollte sie einen Schritt zurückweichen, doch die beiden Leiber drängten nur noch enger an sie heran und versperrten ihr dadurch den Rückzug. Der Mann zu ihrer Rechten zog ein Messer aus der Scheide an seinem Gürtel, packte den Träger des Tragetuchs und hatte ihn schon durchgesäbelt, ehe Milla mehr als einen erstickten Schrei von sich geben konnte. Die Zeit geriet ins Stocken; die nächsten Sekunden erlebte Milla wie eine Reihe von Diabildern: die alte Frau, die mit entsetzter Miene zurücktaumelte. Der Moment, in dem Milla spürte, wie das Tragetuch mit Justin nach unten sackte, und panisch nach ihrem Baby griff. Dann die Hand des Mannes links von ihr, die ihr das Kind entriss, während die andere sie zurückschubste.

Irgendwie gelang es ihr, auf den Füßen zu bleiben. In nackter Angst sprang sie den Mann laut kreischend an, um ihm ihr Baby zu entwenden. Ihre langen Nägel zerkratzten sein Gesicht und hinterließen blutige Furchen, die ihn überrascht zurückweichen ließen.

Das brutal wach gerüttelte Baby begann zu weinen. Die Menschenmenge zerstreute sich, erschrocken über den plötzlichen Gewaltausbruch. »Hilfe!«, schrie sie pausenlos wieder und versuchte gleichzeitig Justin festzuhalten, doch die Umstehenden schienen eher zu flüchten, als ihr zu Hilfe zu kommen. Der Fremde drückte ihr die Hand aufs Gesicht und versuchte sie erneut wegzuschubsen. Milla biss zu, schlug die Zähne tief in sein Fleisch und presste den Kiefer zusammen, bis sie Blut schmeckte und ihn vor Schmerz aufjaulen hörte. Gleichzeitig zielte sie mit den Fingern nach seinen Augen und spürte, wie sich die Fingernägel in eine schwammigweiche Masse bohrten. Seine Schreie verwandelten sich in ein fassungsloses Brüllen, und der Griff, mit dem er Justin hielt, lockerte sich. Verzweifelt

versuchte sie das Baby festzuhalten und bekam sogar ein winziges fuchtelndes Ärmchen zu fassen, und einen herzerreißenden Augenblick lang glaubte sie, ihn wieder in ihrem Arm zu haben. Dann spürte sie, wie der andere Mann hinter sie trat, und ein alles auslöschender, lähmender Schmerz durchschoss ihren Rücken.

Sie sackte zusammen und brach wie ein Stein zu Boden, wo sich ihre Finger hilflos in den Schotter krallten. Das Baby wie einen Ball unter den Arm geklemmt, rannten die beiden Männer weg, wobei der eine sich die blutige Hand vors Gesicht hielt und laut brüllend fluchte. Milla lag auf dem Rücken im Dreck, versuchte gegen die Dunkelheit anzukämpfen, die gierig von ihrem Körper Besitz ergriff, und schnappte verzweifelt nach Luft zum Schreien. Ihre Lungen pumpen wie wild, schienen aber keinen Sauerstoff mehr zu transportieren. Milla versuchte sich aufzurichten; ihr Körper reagierte nicht. Ein schwarzer Schleier schob sich langsam und unaufhaltsam vor ihre Augen, und sie brachte nicht mehr hervor als ein leises Wimmern: »Mein Baby! Mein Baby! Rettet mein Baby!«

Doch das tat niemand.

David hatte bereits einen Bruch operiert und wusch sich gerade die Hände, während Rip Kasper, Susannas Mann und der Anästhesist ihres Teams, ein letztes Mal den Blutdruck und die Herzfrequenz des Patienten prüfte, um sicherzugehen, dass alles in Ordnung war, ehe der Operierte an ihre Krankenschwester Anneli Lasky übergeben wurde. Sie waren ein gutes Team; die anderen würden ihm fehlen, wenn das Jahr vorüber war und sie alle in die Vereinigten Staaten und in ihre normalen Jobs zurückkehren würden. Die voll gestopfte, ebenerdige Klinik aus unverputztem Beton mit ihren gesprungenen Bodenfliesen und der äußerst sparsamen Ausstattung würde er zwar nicht vermissen, dafür aber seine Kollegen, die Patienten – und Mexiko überhaupt.

Er dachte gerade über den nächsten Fall, eine Gallenblase, nach, als es auf dem Gang vor der Tür laut wurde. Rufe und Flüche waren zu hören, irgendetwas scharrte, und über allem gellten hohe Schreie. Er trocknete sich die Hände ab und war eben auf dem Weg zur Tür, als Juana Mendoza, eine weitere Schwester, nach ihm rief.

Im Laufschrift stürmte er in den Gang und kam draußen gerade noch zum Stehen, ehe er in einen Pulk raste, der aus Juana, Susanna Kospers, zwei Männern und einer Frau bestand, die gemeinsam eine weitere Frau heranschleppten. Die Umstehenden verstellten ihm den Blick auf das Gesicht der Frau, aber David konnte erkennen, dass ihr Kleid blutdurchtränkt war. Augenblicklich schaltete er um in den Notfallmodus. »Was ist passiert?« Er stieß mit dem Fuß eine Kiste zur Seite und zog eine Rollpritsche heran.

»David.« Susannas Stimme klang scharf und klar. »Es ist Milla.«

Im ersten Moment ergaben ihre Worte keinen Sinn, und er sah sich um, ob seine Frau vielleicht hinter ihm stand. Dann traf ihn die Bedeutung von Susannas Worten wie ein Keulenschlag. Er blickte in das bewusstlose, kalkweiße Gesicht der Frau, auf den Vorhang weicher brauner Locken um ihren Kopf, und seine ganze Welt kippte aus den Fugen. Milla? Das hier konnte unmöglich Milla sein. Sie war mit Justin zu Hause, sie war gesund und munter. Diese Verletzte, die wie ausgeblutet aussah, ähnelte seiner, Frau nur, sonst nichts. Dies konnte unmöglich Milla sein.

»David!« Susannas Stimme wurde noch schärfer. »Reiß dich zusammen! Hilf uns, sie auf die Bahre zu legen.«

Nur seine Ausbildung ermöglichte es ihm zu funktionieren, näher zu treten und die Frau, die wie Milla aussah, auf die Rollbahre zu legen. Ihr Kleid war blutig, ihre Arme und Hände waren blutig, ihre Beine und Füße und sogar ihre Schuhe waren blutig. Nein – es war nur ein Schuh, eine Sandale, die genauso aussah wie die Sandalen,

die Milla so gern trug. Dann sah er den rosa Nagellack auf ihren Zehennägeln und das dünne Goldkettchen um ihren rechten Knöchel, und plötzlich hatte er das Gefühl, als würde alles in ihm zusammenbrechen.

»Was ist passiert?«, fragte er mit heiserer Stimme, die aus weiter Ferne zu kommen schien und bestimmt nicht seine eigene war, während gleichzeitig sein Körper wieder in Gang kam und sie Milla eilig in den OP schoben, den er eben erst verlassen hatte.

»Messerwunde im unteren Rückenbereich«, sagte Juana, nachdem sie kurz dem aufgeregten Stimmengewirr hinter ihnen gelauscht hatte. Dann schloss sie die Tür und damit den Lärm aus. »Zwei Männer haben sie auf dem Markt überfallen.« Sie atmete bebend aus. »Sie haben Justin mitgenommen. Milla hat sich gewehrt, da hat einer der Männer sie niedergestochen.«

Rip platzte, von dem Aufruhr alarmiert, in den Operationssaal. »Mein Gott!«, entfuhr es ihm, als er Milla sah; dann verstummte er und legte so schnell wie möglich seine Ausrüstung zurecht.

Justin! David wankte unter dem zweiten Schock und hatte sich schon halb zur Tür gewandt. Zwei Entführer hatten seinen Sohn geraubt! Er machte tatsächlich einen Schritt von der Bahre weg und auf die Tür zu, als wollte er sofort losrasen und seinen Sohn suchen. Dann zögerte er und drehte sich zu seiner Frau um.

Sie hatten keine Zeit gehabt, den Operationsraum zu desinfizieren oder neues Material bereitzulegen. Anneli kam hereingelaufen und begann alles anzuschleppen, was sie brauchen könnten. Juana wickelte eine Blutdruckmanschette um Millas schlaffen Arm und pumpte sie hektisch auf, während Susanna nach einer Schere griff und Milla die Kleider vom Leib schnitt. »Blutgruppe 0 positiv«, hörte er Susanna sagen. Woher wusste sie das? Ach ja, sie hatte Millas Blutgruppe vor Justins Entbindung bestimmt.

»Sechzig zu vierzig«, sagte Juana an. So schnell, dass er ihren Bewegungen kaum folgen konnte, legte sie Milla eine Infusion und hängte einen Beutel mit Blutplasma auf.

Er würde sie verlieren, dachte David. Milla würde hier vor seinen Augen sterben, wenn es ihm nicht gelang, den Schock abzuschütteln und endlich zu reagieren. Aus dem Einstich schloss er, dass das Messer wahrscheinlich ihre linke Niere getroffen und weiß Gott welche weiteren Schäden angerichtet hatte. Sie drohte zu verbluten; ihr blieben nur noch ein paar Minuten, ehe ihre Organe versagen würden ...

Er verdrängte alles andere aus seinen Gedanken und zwängte die Finger in die frischen Handschuhe, die Anneli ihm hinhielt. Ihm blieb keine Zeit mehr, die Hände zu bürsten; ihm blieb auch keine Zeit mehr, nach Justin zu suchen; ihm blieb gerade noch Zeit, das Skalpell zu packen, das ihm in die Hand gedrückt wurde, und seine ganzen Fähigkeiten einzusetzen. Er betete, er fluchte, er kämpfte verzweifelt gegen die Zeit, während er den Leib seiner Frau aufschnitt. Genau wie er vermutet hatte, war die Messerklinge in ihre linke Niere eingedrungen. Eingedrungen, von wegen; sie hatte das Organ praktisch gespalten. Die Niere war nicht mehr zu retten, und wenn er es nicht in Rekordzeit schaffte, sie zu entfernen und alle Blutgefäße abzubinden, dann war auch Milla nicht mehr zu retten.

Es war ein Wettrennen, wild und gnadenlos. Wenn er nur einen einzigen falschen Schnitt machte, wenn er nur ein einziges Mal zögerte, wenn ihm irgendetwas entglitt oder er auch nur nachfassen musste, dann hatte er schon verloren, und er würde Milla verlieren. Es war keine Operation, wie er sie gewohnt war; er ackerte wie ein Feldarzt im Lazarett, denn ihr Leben hing von jeder blitzschnellen Entscheidung und Aktion ab. Während sie alles Blut in sie hineinschütteten, das sie zu Verfügung hatten, kämpfte er verzweifelt dagegen an, dass es genauso

schnell wieder aus ihr herausfloss. Sekunde um Sekunde versuchte er die Blutung einzudämmen, suchte er nach durchtrennten Blutgefäßen und holte tatsächlich langsam, aber stetig einen Vorsprung gegenüber dem Tod heraus. Er würde nie erfahren, wie lange sie um Milla kämpften; er fragte nie danach und wollte es auch nie wissen. *Wie lange* zählte nicht. Nur das Gewinnen zählte, denn die Alternative hätte er einfach nicht ertragen.

2

Zehn Jahre später Chihuahua, Mexiko

Paige Sisk lehnte sich an ihren Verlobten Colton Rawls, ließ langsam die Lider sinken, nahm einen tiefen Zug von ihrem Joint und reichte ihn dann an Colton weiter. O Mann, all die Vollspießer, die ihr ein Ohr abgekauht hatten, was ihr in Mexiko alles passieren könnte, hatten einfach keine Ahnung. Mexiko war nicht zu toppen. Hey, sie war schließlich nicht verblödet, sie war nicht so dumm, den Stoff direkt vor einem mexikanischen Bullen zu kaufen, obwohl sie gehört hatte, dass es sogar in so einem Fall genügte, ein paar Scheine abzudrücken, und schon hatte sich das Problem erledigt. Als würde sie ihr Geld an die Bullen verschleudern wollen.

Jetzt waren sie schon vier Tage hier. Colton fand Chihuahua voll cool. Er hatte so ein Ding mit Pancho Villa; bis sie hier angekommen waren, hatte sie gedacht, Pancho Villa sei, okay, vielleicht ein Haus, in dem Ponchos gemacht wurden. Der einzige Pancho, der ihr was sagte, hatte in einem ururalten Western mitgespielt, in dem so ein Vollidiot dauernd »O Pancho« zu einem noch größeren Vollidioten mit einem Riesenhut gesagt hatte, aber Colton hatte gemeint, nein-nein, dieser Pancho sei der echte. Als würde es auch gefälschte Panchos geben. Auch egal. Colton war nicht zu bremsen. Zwei Mal waren sie losgezogen, um diesen zerschossenen Dodge anzuschauen, in dem der echte Pancho angeblich zu Schweizer Käse durchlöchert worden war, genau wie Bonnie und Clyde.

Für sie persönlich war Pancho Villa bloß ein toter alter Sack. Der blöde Dodge ging ihr total am Arsch vorbei.

Mann, wenn der Kerl einen richtigen Geländewagen gefahren hätte, einen *Hummer* am besten, das wäre echt cool gewesen.

»Wenn er einen *Hummer* gefahren hätte«, sagte sie, »hätte er die Arschlöcher, die auf ihn geschossen haben, platt machen können.«

Colton tauchte aus seiner Nebelwolke auf und blinzelte sie überrascht an. »Wer fährt einen *Hummer*?«

»Pancho Villa.«

»Nein, der ist einen Dodge gefahren.«

»Sag ich doch.« Ungeduldig rammte sie ihm den Ellbogen in die Seite. »Aber wenn er einen *Hummer* gefahren hätte, hätte er sie platt walzen können.«

»Damals gab's keine *Hummer*.«

»Mann!« Sie schnaufte ärgerlich. »Du checkst einfach null. Ich hab doch gesagt *wenn*!« Sie entriss ihm den Joint, nahm noch einen Zug und stand vom Bett auf. »Ich muss aufs Klo.«

»Okay.« Glücklich, den Joint für sich allein zu haben, lehnte sich Colton in die Kissen zurück und winkte ihr kurz nach, als sie aus dem Zimmer ging. Sie winkte nicht zurück. Sie ging hier nicht gern aufs Klo; es gab auf diesem Stockwerk nur eine einzige Toilette, auf der bloß eine Zeitung und kein Klopapier lag, und außerdem stank es wie die Hölle. Aber Colton hatte darauf bestanden, hier zu wohnen und nicht in einem der besseren Hotels, weil es hier so billig war. Na logisch war es hier billig; welcher Idiot würde auch mehr für so ein Rattenloch abdrücken? Außerdem lag die Pension nahe beim Marktplatz, und das war superpraktisch.

Sie war ziemlich breit von dem Gras, aber nicht so breit, dass das Klo sie nicht gestört hätte. Zu allem Überflus war das Schloss kaputt. Zum Ersatz hatte jemand einen Schnürsenkel um den Knauf gewickelt und einen Nagel in den Türrahmen geschlagen, und jetzt musste man das lose Ende des Schnürsenkels um den Nagel wickeln. Dadurch

blieb die Tür zwar zu, trotzdem traute sie der Sache nicht recht. Also brachte sie ihr Geschäft immer so schnell wie möglich hinter sich, wenn sie hier drin war.

Ach du Scheiße; sie hatte die Taschenlampe vergessen. Bis jetzt war noch nie das Licht ausgefallen, während sie auf dem Klo saß, aber alle hatten sie gewarnt, dass das *sehr wohl* passieren konnte. Und sie fürchtete sich im Dunkeln, darum nahm sie sich diese Warnung durchaus zu Herzen. Sie versuchte sich zu beeilen, aber das Pinkeln braucht nun mal seine Zeit, und sie hatte bis zur letzten Sekunde gewartet, weil sie so ungern auf dieses Klo ging. Über der Toilette ausharrend – auf gar keinen Fall würde sie sich auf dieses Ding setzen – lief und lief es aus ihr raus, bis ihr nach einer Weile die Beine so wehtaten, dass sie schon Angst hatte, sie müsste sich doch noch auf die Brille hocken. Und was sollte sie dann tun – ihren Arsch auskochen etwa?

Aber schließlich war sie fertig, tupfte sich mit einer Seite aus der Zeitung ab und richtete sich mit einem erleichterten Stöhnen aus ihrer unbequemen, verklemmten Haltung auf. Wenn sie Colton jemals aus Chihuahua und von Pancho Villas durchsiebtem Dodge wegstehlen konnte, damit sie ihre Reise fortsetzten, dann würde sie darauf bestehen, dass sie nicht noch mal in so einem Loch abstiegen.

Sie zog ihre Shorts hoch, spülte ihre Hände ab und wischte sie an ihrem Hosenboden trocken, weil sie vergessen hatte, ein Handtuch mitzunehmen. Dann hängte sie das Schuhband wieder aus. Die Tür schwang auf, sie knipste die funzelnde Glühbirne aus und trat in den dunklen Flur. Nach zwei unschlüssigen Schritten blieb sie stehen. Im Gang müsste eigentlich Licht brennen. Jedenfalls war es hell gewesen, als sie aufs Klo gegangen war. Bestimmt war die Birne durchgebrannt.

Ein kalter Schauer lief ihr über den Rücken. Sie *hasste* die Dunkelheit. Wie sollte sie in ihr Zimmer zurückfinden,